07.12.1929 Sa

4115 A:

T: - Theaterkritiker
- zu einer Kritik des "Marius" von Pagnol
(cf Ak 4075 : 19.10.1929 Sa)



Die Theaterkritiker sind ein merkwürdiges Volk. Wenn sie in einem Stück von der ersten bis zur letzten Szene mit angespannten Nerven saßen und bei der Lösung des Knotens mit dem ganzen Hause befreit aufatmeten, dann schämen sie sich ihrer Gespanntheit und schreiben: Es war Kitsch.

Wurde ihnen andrerseits das Auge feucht, fühlten sie tief innen mit der verfolgten Unschuld, der verratenen Liebe, dem Glück oder Unglück des Helden, stieg ihnen die Rührung bis in den Hals, wenn sich zwei Feinde versöhnten, gönnten sie dem Missetäter seine Züchtigung und dem braven Mann seinen Lohn mit der Genugtuung, die der Edle immer empfindet, wenn die sittliche Weltordnung wie rechtens triumphiert, mußten sie also, um es populär auszudrücken, mit ihrem Herzen dem Dichter recht geben, dann schreiben sie: Es war sentimentale Dutzendware.

Sie schämen sich vor sich selber, sie wollen es vor der Öffentlichkeit nicht Wort haben, daß sie auf dergleichen Sherlockiaden oder Birch-Pfeifferei hineingefallen sind. Also schlucken sie die Spannung hinunter, wischen den Tränendunst von den Brillengläsern und schreiben, daß es Kitsch oder Pomade war.

Können sie aber gar nicht umhin, so verstecken sie ihre Rührung hinter Humor. Sie erzählen den Hergang so, daß man merken soll, sie glauben nicht an alles „Große, Edle," was hinter der ganzen Montage steckt. Es ist da, Gott ja, man will es nicht leugnen, aber man ist doch ein Kind seiner Zeit, man läßt sich nicht imponieren, man begegnet dem Leben mit der Skepsis, die so modern ist, wie die Bartlosigkeit und die Wörter Belang und prominent.

Kürzlich hatten wir hier im Stadttheater „Marius" von Pagnol. Mit „Jazz" und „Topaze" und einigen Stücken von Marcel Achard das Blutwärmste, was die französische Bühnendichtung der letzten Zeit aufzuweisen hat.

In „Marius" opfert sich ein reizendes junges Mädel trotz ihrer Liebe — nicht Verliebtheit, bitte! — dem Mann, dem sie schon gehört, weil sie ihn glücklich sehen will, glücklich in seinem Sinn. Sie ist die Schicksalsschwester Hunderter von Frauen, die das gleiche Opfer brachten und deshalb von Dichtern im Glorienschein ihres Heroismus auf die Bühne gestellt wurden. Das Opfer ist dasselbe, ob es im alten Hellas und in einem Königspalast oder im Hafen von Marseille in einer Matrosenschenke gebracht wird. Daß Pagnol den tragischen Kern des Geschehens mit dem brutalen Humor des Hafenlebens umgibt, sollte den Beurteiler nicht dazu verleiten, diesen scherzhaften Ton in seine Kritik herüberzunehmen, um dadurch seine Beherrschtheit und Überlegenheit darzutun.

In einer deutschen Großstadt wurde dieser Tage das Stück von Pagnol unter dem Titel „Marius ahoi!" gegeben. Der Theaterreferent schreibt dazu: „Marcel Pagnol zeigt in dem Volksstück „Marius ahoi", daß überall unter dem himmlischen Tage einsichtsvolle Mädchen wohnen, die ihre Liebe beharrlich niederkämpfen, wenn der Geliebte von einer Idee, einer Aufgabe, einer Sehnsucht befallen ist. Die kleine Fanny liebt ihren Marius und läßt ihn doch aufs Meer in ferne Länder ziehen, obgleich es leicht möglich ist, daß sich in absehbarer Zeit die Marseiller Ortsgruppe des „Mutterschutz" ihrer annehmen muß. Mehr als das: um dem lieben Jungen das Herz nicht schwer zu machen, tut sie so, als liebte sie ihn nicht mehr und zöge den alten reichen Panisse ihm vor. Selbstverständlich bleibt ob solcher Selbstverleugnung kein Auge trocken und jeder geht erschüttert aus dem Haus."

Na also. Und warum auch nicht? Warum soll ein solcher Herzenskonflikt weniger ergreifend sein, wenn er sich im Marseiller Hafen, als wenn er sich in der Welt der Edelgeschöpfe von d'Annunzios Gnaden abspielt, und warum in Dreideubels Namen sollen wir in unserm demokratischen Zeitalter die Gefühlsaristokraten mimen, die den Wert eines Heroismus nach dem Gotha einschätzen!

Samedi 7.12.1929